

Der ewige Traum [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 43

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649528>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

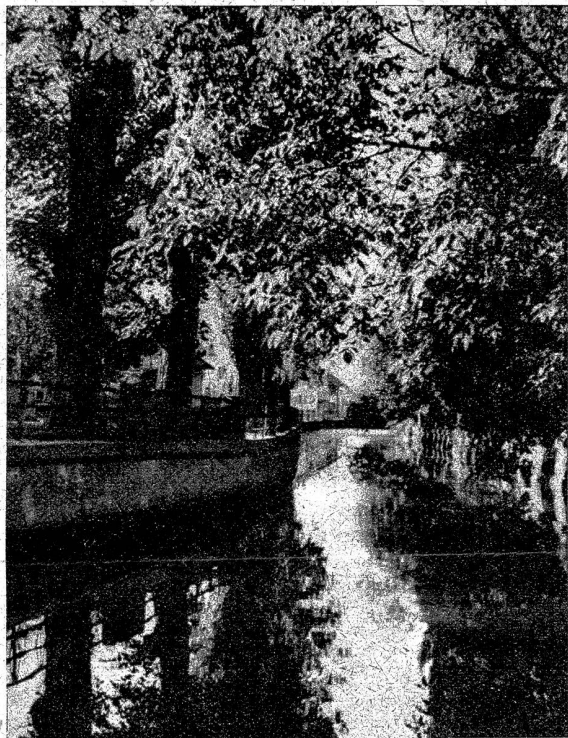
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER EWIGE TRAUM

18. Fortsetzung

Er braucht nur ein wenig Zeit, und vielleicht kann man, wenn man es geschickt anfängt, auch mit dem übrigen Gesellschaftskapital noch ein paar kleine ganz vorsichtige, todsichere Börsenoperationen durchführen, bei denen immer noch zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent zu verdienen sind. Und im äussersten Fall hat er auch noch immer den Wald



Partie am Lyssbach im Dorf

Serbsttag

von A. Fankhauser

Nun tritt aus aufgetanen klaren Bergen
der grosse Wald hervor, und seine Tannen
stehn an des Feldes Rand wie Traumverlorene,
die müd aus abenddunklen Zimmern traten.

Und in den Wiesen gehn die Pflüge langsam
von Rand zu Rand und graben in der Tiefe
nach einem andern Sinn, nach neuen Früchten.
Sie suchen stet, in ängstlosem Glauben.

Ein Säemann schreitet heimlich hinter ihnen.
Er sieht nicht auf, er geht im grossen Schreiten.
Er achtet nicht, wie nun die Pflüge zögernd
am Wiesenrand die letzte Furche wenden.

Er wirft die stillerwognen Körnerwürfe:
Den Sinn... den Sinn... Am Rand des Feldes halten
die Müden aus den abenddunklen Zimmern.
Gross schauen sie sein abgeteiltes Schreiten.

da auf seinem Stammgut in Rumänien, den man rasieren kann. Seine Intendantur wird Zetermordio schreien, ganz gleich, höchstens dass die Hypothekengläubiger Einspruch erheben. Aber bis die davon Wind bekommen ...

Bogadyn fühlt sich plötzlich wieder neu belebt. Er räumt hastig die Geschäftspapiere zusammen, aus denen er doch nur immer wieder entnehmen kann, dass er eine ganze Menge Geld hätte, wenn all die verschiedenen Unternehmungen, in denen er sich festgelegt hat, endlich einmal anfangen, sich richtig zu rentieren. Aber natürlich — diese verdamnte Krise und all die schwarzen Dienstage oder Freitage an der Börse ... Er zuckt resigniert die Achseln und beschliesst, heute Abend mal wieder bei „Oscar“ zu essen und dann noch ein bisschen ins Kasino zu gehen. Vielleicht hat er diesmal Glück, denkt er, während er sich vor dem Spiegel sorgfältig die Krawatte bindet und das leicht angegraute Haar von der schmalen kantigen Stirn zurückbürstet.

„Jetzt, wo ich es eigentlich nicht mehr nötig habe, gewinne ich bestimmt“, murmelt er mit einem leichten Auf-lachen und nickt seinem Spiegelbild ermutigend zu. Aber er blickt sogleich wieder beiseite, denn was ihm da aus dem Spiegel entgegensnickt, ist eine fatale Grimasse. Das kühn geschnittene Konquistadorengesicht wirkt plötzlich merkwürdig verwüstet im Ausdruck dieses allzu schlaun Lächelns, das Mund und Augen hässlich verzerrt. Wie er tappt strafft er seine Züge wieder zu der hochmütigen Unbetheiligkeit, die seine gewohnte Maske ist. „Weniger Kognak und ein bisschen Gesichtsmassage“ — notiert er im stillen —

Als er ein paar Stunden später — die Uhr zeigt schon dreiviertel Zwei — den eben geschlossenen Baccaratsaal verlässt, ist er viel zu müde, um noch in einen Spiegel zu schauen, und das ist ganz gut, denn in der schlechten Beleuchtung der pompösen Kronleuchter, die den etwas staubigen Prunk des Kasinos erhellen, sieht er erst recht verfallen aus. Fünf Stunden in der stickigen, raucherfüllten Luft, und dabei die ständige Nervenanspannung des Spiels — das ist einigermaßen angreifend, besonders wenn man nach einer kurzen Glückssträhne zum Schluss doch wieder verloren, nicht unbeträchtlich verloren hat. Er schlendert uninteressiert durch den grossen Roulettesaal, die sogenannte „Küche“, wo an den Fünffrancstischen noch immer ein paar ziemlich schäbige Leute hartnäckig bemüht sind, die zwanzig Francs zu gewinnen, von denen sie morgen leben wollen.

Im Vestibül trifft ihn ein angenehm kühler Luftzug von den auch jetzt noch gastlich geöffneten Eingangstüren her. Er atmet ein paarmal tief ein und geht dann, immer noch etwas benommen, zum Lesesaal hinüber, wo die kleine Bar bestimmt noch funktioniert. Er muss entschieden noch mindestens einen Whisky-Soda trinken, die Kehle schmerzt ihn vor lauter Trockenheit.

Der Raum ist jetzt so gut wie leer und hat etwas von der trostlosen Oede eines Bahnhofwartesaales. Selbst der Barkellner sieht aus, als ob er jeden Augenblick einschlafen wollte. Bogadyn ist zu faul, um von seinem hohen Barstuhl herunter zu klettern und döst gedankenlos vor sich hin. Er schrickt beinahe zusammen, als plötzlich eine nicht mehr ganz junge Dame neben ihm Platz nimmt und ihn sofort

mit überraschender Herzlichkeit wie einen alten Bekannten begrüsst.

„Ah, lieber Graf, reizend Sie zu treffen. Wieder mal Pech gehabt im Bac ...?“

Während Bogadyn mit mechanischer Höflichkeit ihren Gruss erwidert, überlegt er krampfhaft, wer diese Dame eigentlich ist. Dame ist natürlich zuviel gesagt, aber immerhin möglicherweise eine gewesene Dame, man kann das hier nicht so genau nehmen. Das Gesicht ist schon ziemlich passé, trotz der reichlichen Bemalung und dem unwahrscheinlich mahagoniroten Haar, aber die Figur ist noch gut und kommt in dem enganliegenden Seidenjumper vorzüglich zur Geltung. Ganz chic aber billig, stellt Bogadyn im stillen fest; der Schmuck selbstverständlich unecht aber nicht geschmacklos. Er muss ihr schon öfter begegnet sein, aber der Name?

Da fragt der Kellner mit vertraulicher Höflichkeit: „Was nehmen Frau Baronin?“ Und im gleichen Augenblick zwitschert die etwas scharfe Stimme neben ihm weiter: „Ja, ich habe heute auch meinen schlechten Tag gehabt, total abgebrannt, geradezu paradox. Wenn man de Riche heisst.“

Richtig, Baronin de Riche. Möglich, dass irgendein gemeinsamer Bekannter sie sogar mal einander vorgestellt hat. Bogadyn ist im Augenblick viel zu müde, um weiter darüber nachzudenken, und sogar zu müde, um diese aufdringliche Person abzuschütteln. Sie redet wie ein Wasserfall, das Uebliche zunächst natürlich. Fabelhaftes System im Trente-et-Quarante. Neulich erst hat sie für einen Freund, einen fabelhaft reichen Mann übrigens, den Marquis Mendoza — grosse Plantagen auf Cuba — in einer Sitzung 50 000 Francs gewonnen. Todsichere Sache. Nur Trente-et-Quarante, Roulette ist der reine Unsinn, bloss für die Dummen. Mit Bac ist es natürlich wieder etwas anderes ...

Halb wider Willen lässt sich Bogadyn mehr und mehr in ein endloses Spielergespräch verwickeln, obwohl ihm im Lauf der Unterhaltung längst klar geworden ist, dass diese sogenannte Baronin vermutlich zu den hilfreichen Seelen gehört, die, möglicherweise sogar als bezahlte Angestellte des Casinos, unerfahrene Spieler animieren und gegen einen bestimmten Gewinnanteil für sie spielen, wobei sich unter Umständen natürlich noch weitere intimere und auch ganz einträgliche Beziehungen ergeben. Aber es ist eine ganz gescheite Person. Tadelloses Französisch, und als Bogadyn spasseshalber ein paar englische Wendungen gebraucht, wechselt sie ohne weiteres auch in diese Sprache hinüber.

„Was sprechen Sie noch alles, Baronin?“

„O, was Sie wollen: italienisch, deutsch, ungarisch, sogar ein bisschen rumänisch, wenn es sein muss.“

Mit dem Rumänischen ist es nicht weit her. Aber als sie deutsch spricht, bemerkt Bogadyn sofort den unverkennbaren Wiener Akzent.

„Wienerin?“ fragt er.

„Beinah, das heisst, geboren bin ich in Budapest, aber Sie wissen ja, ungarische Aristokraten lassen ihre Kinder gern in Wien erziehen. Und wenn man von seinem fünften Jahr an eine englische und eine französische Gouvernante gehabt hat ...“

Das ist natürlich alles ein bisschen übertrieben, aber tatsächlich haben ihre Eltern das vorzüglich gehende Herrenwäschegeschäft Horvath in Budapest gehabt, wo sich für die hübsche kleine Marion Horvath schon frühzeitig Gelegenheit zu interessanten Herrenbekanntschaften ergab. Kaum fünfzehnjährig, ist sie mit einem kleinen Schauspieler nach Wien durchgebrannt, der auf energisches Verlangen des alten Horvath sich gezwungen sah, ihr seinen schlichten bürgerlichen Namen Derrisch zu verleihen. Und dem —

DIE GRAPHIK UND KUNST

sind in Lyss durch Willy Simmler vertreten, der durch seine Arbeiten als Fachmann der Werbekunst anerkannt ist. Als Mitglied des Verbandes schweizerischer Graphiker umfasst sein Arbeitsgebiet nicht nur die Kleingraphik (Schutzmarken, Signete und Schriftzüge), sondern erstreckt sich weiter auf Warenpackungen, worunter Etiketten, Wickelpapier, Düten, Stempel, Brandstempel und Verschlussmarken. Für die Zeitungswerbung: Typographische- und gezeichnete Inserate. Zeitungskopf. Innen- und Aussenplakate. Für die persönliche Werbung: Kataloge und Prospekte. Rückwand für Abreisskalender. Gelegenheitsgraphik: Das vom Graphiker künstlerisch



entworfene Ex-libris hat den Vorteil, ein Original, d. h. das einzige seiner Art zu sein. Geburtsanzeigen, Neujahrs- und Glückwunschkarten bekommen unter der Hand des Graphikers einen eigenen Charakter, der ihnen den ganz persönlichen Wert verleiht. Urkunden und Diplome erhalten erst durch den künstlerischen Entwurf das spezielle Gepräge, das solch einmaligen Schriftstücken eigentlich immer zukommen sollte. Schlussendlich gehört auch der Entwurf eines Diapositives (Kinowerbung) sowie der Ausstellungsstand in sein Ressort.

Die Vielseitigkeit seiner Arbeiten für Industrie, Handel und Gewerbe in Lyss, dem Seeland und im Kanton dokumentieren seine positive Schaffenskraft und die Wirkung seiner interessanten Ideen.

das heisst, dem Namen, nicht dem Mann — ist sie im Verlauf eines sehr bewegten Lebens treu geblieben, wenn sie auch inzwischen alle möglichen Namen aller möglichen zeitweiligen Freunde geführt hat, die, einen ganzen kleinen Völkerbund repräsentierend, nicht unwesentlich zur Entwicklung ihrer Sprach- und Weltkenntnis beigetragen haben. Bis sie, wie so viele unwahrscheinliche Existenzen, schliesslich vor drei Jahren hier in Monte Carlo hängen geblieben ist, nicht ganz freiwillig allerdings, sondern einfach deshalb, weil ihr damaliger Freund, ein hervorragender amerikanischer Saxophonspieler — Marion hat immer eine Schwäche für das Künstlerische gehabt — sie einfach ohne einen Pfennig hat sitzen lassen, nachdem er mit ihrer Hilfe seine ganzen Ersparnisse im Roulette verspielt hatte. Seitdem lebt Marion, wieder auf den schlichten Namen Derrisch reduziert und ganz auf ihre persönlichen Talente angewiesen, in dem kleinsten Zimmer eines kleinen Hotels, dessen Besitzer, nicht unempfänglich für weibliche Reize, ihr einen Vorzugspreis und gelegentlich sogar Kredit bewilligt. Im übrigen hat sich der Name Derrisch vortrefflich bewährt, da er sich in französischer Aussprache ohne weiteres als de Riche präsentiert, ein Adelstitel, der den Zusatz Baronin geradezu als selbstverständlich erscheinen lässt.

Bogadyn sind diese Einzelheiten natürlich nicht gerade genau bekannt, aber er ist erfahren genug, um einiges davon sich ungefähr zusammenzureimen. Immerhin kann man sich mit dieser Person ganz amüsant unterhalten. Sie muss ganz gebildete Freunde gehabt und vielleicht sogar allerlei, wenn

Bierquelle

Casino

auch freilich viel durcheinander gelesen haben. Jedenfalls hat sie ein brillantes Gedächtnis und zitiert bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit alle möglichen und unmöglichen Klassiker oder auch moderne Autoren. „Wie sagt der Dichter?“ und spricht mit derselben Geläufigkeit und sozusagen in demselben Atemzuge von Picasso, Rabin-drath Tagore, Psychoanalyse, Horoskopie, Jaques Dal-croze, von Marlene Dietrich, die sie natürlich noch als Tanz-girl gekannt hat und den Pitoeffs, die ihr kürzlich ein En-gagement angeboten haben, gar nicht zu reden von den ungezählten, höchst aristokratischen Bekannten, deren Namen sie mit unnachahmlicher Leichtigkeit in die ziemlich einseitige Unterhaltung wirft.

Ehe Bogadyn recht weiss, wie ihm geschieht, hat er seine Zeche und natürlich auch die der Baronin an der Bar bezahlt und ist auf ihren Vorschlag eingegangen, noch einen Kaffee im „Night-Club“ zu trinken. Es ist auch schliesslich ganz gleich. Seine Müdigkeit ist längst einer nervösen Ueber-wachheit gewichen, an schlafen ist jetzt doch kaum zu denken, und jedenfalls langweilt man sich nicht mit der Person.

Der Night-Club ist natürlich ziemlich leer, aber der Mocca ist wie immer vorzüglich, und Bogadyn braucht sich weiter nicht anzustrengen, während die Baronin in vier bis fünf Weltsprachen ihr unerschöpfliches Repertoire abrollt.

Plötzlich unterbricht sie sich mitten in einer immerhin ungewöhnlich gewagten Geschichte und winkt einem eben eintretenden Gast mit neckischer Liebenswürdigkeit zu, wo-

bei sie ihre noch recht bemerkenswerte Büste provokatorisch strafft.

„Ach, der Baron Lussac, ein reizender Mensch. Sie ken-nen ihn nicht, lieber Graf? Ich muss Sie unbedingt bekannt machen.“

Und ehe noch Bogadyn seine völlige Uninteressiertheit bekunden kann, steht schon ein sehr eleganter, noch jüngerer Mensch an ihrem Tisch, küsst der Baronin mit nachlässiger Höflichkeit die Hand und quittiert ihre triumphierende Vorstellung: „Baron de Lussac — Graf Bogadyn“ mit einer untadelig leichten Verbeugung.

„Noch ein Hochstapler also“, denkt Bogadyn nicht ohne eine gewisse Belustigung, während er den Baron zum sitzen einlädt.

Aber hier irrt Bogadyn. Lussac ist zufällig ein durchaus authentischer Baron. Alte gute Offiziersfamilie, der Vater 1918 an der Somme als Regimentskommandeur gefallen, er selber als jüngster Leutnant der französischen Armee noch mit dem Croix de guerre ausgezeichnet, aber dann freilich ein wenig abgerutscht — verlorener Sohn von Beruf sozu-sagen. Zuerst eine dunkle Wechselgeschichte, die ihm die Uniform gekostet hat, dann eine dumme Affäre mit unge-deckten Schecks — Resultat 6 Monate Gefängnis — und seitdem ein reichlich abenteuerliches Leben am äussersten Rand der Gesellschaft, immer auf der Jagd nach irgend-welchen Geschäften, die wenig Arbeit kosten und doch viel Geld einbringen. Vermittlungsgeschäfte hauptsächlich, bei denen es sich um die vielseitigsten Artikel handelt: um hübsche Frauen ebenso gut wie um Maschinengewehre, um Autos, Villen oder etwa auch Stimmen, denn er ist unter anderem auch sogenannter „Wahlagent“, und hat als solcher die ehrenvolle Aufgabe, für den Abgeordneten seines Bezirks bei den Kammerwahlen oder auch bei den Wahlen für den Generalrat Stimmen zu werben, das heisst, gegen bar zu erwerben und nötigenfalls die gegnerischen Wahlagenten mit mehr oder minder sanfter Gewalt von der Vergeblichkeit ihrer Bemühungen zu überzeugen. Für diese gröbere Arbeit hat er natürlich seine bezahlten Hilfskräfte, und seine Ver-bindungen reichen daher von der Oberwelt einflussreicher Politiker bis hinab in die unterste Unterwelt, die man in Frankreich einfach und bedeutungsvoll als „das Milieu“ bezeichnet. Aber bei alledem hat er sich die tadellosen Manieren seiner guten Kinderstube zu bewahren gewusst. „Ein sehr manierlicher Galgenvogel“, denkt Bogadyn amü-siert. Das Gesicht ist ebenso gut geschnitten wie der Abend-anzug, die Haltung und — besonders untrügliches Merkmal — die Hände deuten auf gute Rasse. Aber der Ausdruck von Auge und Mund ist ziemlich eindeutig. Bogadyn kennt diesen Typus auf den ersten Blick und würde unter normalen Umständen keinerlei Wert darauf legen, sich in solcher Ge-sellschaft zu zeigen. Heute Nacht kommt es ihm nicht dar-auf an. Es ist sowieso tote Saison, keine Gefahr, irgendeinen Bekannten aus der wirklichen Gesellschaft zu begegnen. Es wird noch ein ganz vergnüglicher Abend, der sich bis ziem-lich weit in den Morgen hinzieht. Die einige Flaschen Cham-pagner und ein etwas verspätetes Nachtessen der Baronin umfassende Rechnung muss Bogadyn allerdings mit einem Scheck begleichen, aber man kennt ihn hier gut genug, um dieses Zahlungsmittel ohne weiteres zu akzeptieren. Und als die beiden Herren gegen 4 Uhr früh die durch diese Lösung ein wenig enttäuschte Baronin zu ihrem Hotel begleitet haben, setzen ihr Gespräch im langsamen Dahin-schlendern noch ein Weilchen fort.

Erstaunlich, wie dieser Kerl, dieser Lussac orientiert ist! Er kennt natürlich auch die Geschichte mit Raffal, er weiss von ten Leert und dem Konsortium und wirft in der gehobenen Stimmung dieser frühen Stunde nachlässig, wie einen Witz, die Bemerkung hin, dass alle Erfindungen eigentlich erst dann etwas wert sind, wenn man sie dem Erfinder selbst aus der Hand genommen hat.

(Fortsetzung folgt)



Blick in die Damenstoffabteilung der Firma

K. Knecht + Co

LYSS

vormals E. Knecht

gegründet 1875

Heinrich Knecht, von Bäretswil (Zürich) gründete 1875 das Geschäft, das sich in den ersten Jahrzehnten in be-scheidenem Umfang mit dem Verkauf von Tuch- und Merceriewaren befasste.

Ab 1908 wurde die Firma abgeändert auf H. Knecht & Sohn. Die seriöse Geschäftsführung ermöglichte es, das Unter-nehmen rasch zu einem weitherum bekannten Tuch- und Reisegeschäft zu entwickeln.

Im Jahr 1914 übernahm der Sohn des Gründers, E. Knecht, die Leitung des Geschäftes. 1915 wurde demselben eine Engros-Abteilung für Herrenstoffe angegliedert, die von Jahr zu Jahr eine Ausdehnung bis zur Grosstuch-handlung erfuhr. Das Unternehmen versendet heute Quali-tätsstoffe in alle Landesgegenden der Schweiz.

Infolge des Hinschiedes von Herrn E. Knecht im Februar 1945 ging das Geschäft an dessen Sohn K. Knecht über.